

Volker Michels

„Die gefährliche Lust, unerschrocken zu denken“

Zu Hermann Hesses Menschenbild\*

Das Motto meines Vortrags, meine Damen und Herren, stammt aus einer von Hesses mehr als 200 Betrachtungen und Erlebnisberichten, die auf etwa 1000 Seiten zwei Bände der kürzlich abgeschlossenen ersten Gesamtausgabe füllen.

Sie finden diese Formulierung wie viele seiner zündendsten Äußerungen ganz beiläufig in einer Plauderei über den Zauber des Unterwegsseins, die erstmals 1910 unter der Überschrift »Reiselust« im Neuen Wiener Tageblatt erschienen ist.

Darin heißt es: »Die tiefste, wildeste Reiselust ist ja nichts anderes als jene gefährliche Lust, unerschrocken zu denken, sich die Welt auf den Kopf zu stellen und von allen Dingen, Menschen und Ereignissen Antworten haben zu wollen. Die wird nicht mit Plänen und nicht aus Büchern gestillt, die fordert mehr und kostet mehr, man muß schon Herz und Blut daran rücken.«

Was da auf einen so prägnanten Nenner gebracht ist, klingt kühner als man es sein kann, bevor man die damit verbundenen Erfahrungen gemacht hat. Denn zunächst ist es ja alles andere als eine Lust, sondern ziemlich riskant, sich die Welt auf den Kopf zu stellen, um den Dingen auf den Grund zu kommen. Unsere lieben Mitmenschen, beginnend mit den Eltern, den Lehrern, den Verwandten, kurz die sogenannten Erwachsenen, halten nicht viel von solchen Extravaganzen und wollen ihren Nachwuchs lieber in Sicherheit, also den bestehenden Verhältnissen angepaßt wissen. Denn honoriert wird zunächst nur die Norm. Wer davon abweicht, wird bestraft. Und wer sich wie der junge Hesse bereits im Alter von 12 Jahren in den Kopf setzt, entweder ein Dichter oder gar nichts werden zu wollen, der könnte auch heute auf wenig Verständnis rechnen und würde eher Gefahr laufen für überspannt, wenn nicht für großenwahnsinnig gehalten zu werden. Ist es doch so ziemlich das hochgesteckteste Ziel, das man sich setzen kann, ein Leben als Künstler, als Autor anzustreben. Denn wie schon das Wort »Autor« besagt, bedarf es dazu der Autonomie. Aber den Luxus der Unabhängigkeit muß man sich leisten können, nicht allein was Begabung und Fleiß betrifft, sondern vor allem auch finanziell, sonst kommt man nicht weit mit seinen Träumen. Und so kam denn auch, was kommen mußte. Drei Jahre nach Hesses Flucht aus dem Seminar, dem Auftakt seines lebenslangen Widerstandes gegen jede Form der

---

\* Der nachstehende Vortrag wurde für die Eröffnung des Internationalen Hermann-Hesse-Colloquiums 2008 in Calw verfasst und im Hermann-Hesse-Höri-Museum in Gaienhofen am 27. Oktober 2008 wiederholt. Inzwischen ist er auch in dem Sammelband mit den Referaten zum Internationalen Calwer Hesse-Colloquium abgedruckt, der soeben im Klett –Verlag u. d. T. "Die gefährliche Lust, unerschrocken zu denken" erschienen ist.

Fremdbestimmung und einem ersten Selbstmordversuch, landete er prompt in einer Nervenheilanstalt (Diagnose: »fühlt sich zu Großem berufen, leidet an hybridem Selbstwertgefühl«) und erst nach einem unendlichen Hindernislauf, zunächst durch eine anderthalbjährige Schlosserlehre und eine fast sieben Jahre lange Gehilfentätigkeit in Tübinger und Basler Buchhandlungen mit bis zu 50 Wochenstunden zum reinen Broterwerb, nicht mitgerechnet all die Abende und Nächte, die Sonn- und Feiertage, die er auf sein autodidaktisches Studium der Weltliteratur und seine ersten Schreibversuche verwandte, war es dann endlich so weit, daß er genug Herz und Blut an seinen Traum gerückt hatte und sich allmählich auch die Verleger für den mittlerweile 26-Jährigen zu interessieren begannen. Also mehr als zehn mühselige Jahre hat es sich hingezogen bis es ihm glückte, sich mit seinem ersten Roman »Peter Camenzind« durchzusetzen und schließlich die Fesseln loszuwerden, die ihn seither eingeschnürt hatten.

Wer solch eine Durststrecke unbeschadet übersteht, der hat ein Konditionstraining hinter sich, das ihn befähigt illusionslos auch den kommenden Zumutungen des Lebens ins Auge zu blicken, um die teuer erkaufte Freiheit nie wieder preiszugeben. Doch an Attacken darauf sollte es auch künftig nicht fehlen, weder im Privatleben, also im Verlauf seiner drei zunehmend unfreiwilliger geschlossenen Ehen, noch in den bevorstehenden zeitgeschichtlichen und politischen Bewährungsproben des kriegerischen 20. Jahrhunderts. Auch für seine Lebensgemeinschaften mit Frauen sein Ausspruch bezeichnend: »Ich diene einem Gott, der ist eifersüchtiger als Jehowa und duldet keine andern Götter neben sich.«<sup>1</sup> Dieser Gott ist für den Künstler die Produktivität. Erst mit ihr kann er sich wehren gegen die Infamitäten des Lebens, erst sie macht ihm den Alltag erträglich und wo immer dieses Ventil verstopft wird, kommt es zu Problemen. 1922 schrieb er dazu einer Freundin »Der Konflikt liegt für mich in der völligen Unfähigkeit, mich im Gefühl und in den Lebensgewohnheiten an andere zu binden, weder an eine Frau noch an Freunde oder Vorgesetzte – meine äußere Lebenstechnik dient einzig dem Zweck, mich unbedingt für meine Arbeit frei zu halten. Ich muß das mit viel Einsamkeit, auch unerwünschter und mit viel äußeren Opfern zahlen, aber ich tue es immer wieder.«<sup>2</sup> ... »Wichtiger als alles andre sind die Phasen der Produktivität in meinem Leben ... Sobald ich in eine Arbeit verbissen und produktiv bin, schert alles andre mich nicht. Aber diese Zeiten sind selten und kurz, im Durchschnitt kommt auf ein Jahr nur eine kleine Zahl von Tagen, höchstens Wochen, die wirklich produktiv sind. Im übrigen heißt es warten, Geduld haben, reifen, sammeln, stillhalten«,<sup>3</sup> ungestört sein, um die Gelegenheit nicht zu verpassen, bei der »mir der Zaubervogel singt«. »Das allein macht die Moral und Zucht des Künstlers aus und unterscheidet ihn vom Dilettanten oder vom Routinier.«<sup>4</sup>

Doch kann man die zehn Jahre nach dem Erfolg seines Romandebüts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wohl als seine produktivsten und damit glücklichsten bezeichnen. Im August 1904, nach der dritten Auflage des »Peter Camenzind« hat er geheiratet. Von 1905 bis 1911 kamen seine drei Söhne zur Welt, und mit dem wachsenden Erfolg wurden auch die Verleger gefällig wie nie zuvor. Dieselben Manuskripte, die sie vor kurzem, als Hesse noch ein namenloser Jungbuchhändler war, mit den sprödesten Begründungen abgewiesen hatten, waren nun plötzlich hochwillkommen. In einer köstlich ironischen Erzählung »Aus dem Briefwechsel eines Dichters« berichtet er darüber. Endlich also hatte er sein Ziel erreicht und alles, was ihm vordem zu schaffen gemacht hatte, die Konflikte mit der Schule, den Eltern, Verwandten, den Missionaren und Kirchenbeamten, die kein Druckmittel ausließen, um ihn auf ihre eigene Laufbahn zu bringen, noch dazu unter Berufung auf die höchste Instanz, die es für sie gab, auf Gott, all das konnte er nun endlich zur Sprache bringen. Alles, was ihn vordem erregt, umgetrieben, gedemütigt und fasziniert hatte, die frühen Erfahrungen in seiner alemannischen Umwelt, den Schauplätzen seiner Jugend, mit ihrem buntgemischten Zoo von Originalen, Nachbarn, Mägden, Handwerkern, Händlern, Flößern, Hausierern und Altersgenossen, all diese Eindrücke konnte er sich jetzt endlich von der Seele schreiben und objektivieren in vier Romanen sowie zahlreichen Erzählungen und Gedichten, Stoff genug für insgesamt zwölf Bücher. Und weil diese selbstbestimmte Tätigkeit ihm die Freiheit ließ, unerschrocken zu denken, also zu schildern, was anderswo kaum ausgesprochen werden durfte, erkannten die Leser darin ihre eigenen Konflikte wieder und dankten es Hesse mit zunehmender Beachtung seiner Bücher. Denn je stärker das Gefälle ist zwischen dem, was gesagt werden mußte, und dem, was kaum jemand zu sagen wagt, desto größer ist die Nachfrage. Sind doch die Künstler die einzigen, die sich die Freiheit bewahrt haben, die Dinge unbeschönigt beim Namen zu nennen, ohne Rücksicht auf den Konsens oder irgendeine Lobby nehmen zu müssen, der man nicht zu nahe treten darf, solange man von ihr abhängig ist.

Und wie viel Tabuisiertes kommt nicht schon in Hesses Frühwerk zu Wort! Im »Peter Camenzind«, dieser Hymne auf die Natur in ihrem (damals noch) ökologischen Gleichgewicht, ist es die Auseinandersetzung mit der Zerstörung unseres Lebensraums durch die beginnende Industrialisierung. 57 Jahre später protokolliert er deren Ergebnis: »Wir sehen die Geschichte unsres Weltalters, in hypertrophischen Staatengebilden, in sinnlosen Materialschlachten, in der Ausrottung unzähliger Tier- und Pflanzenarten, dem Hinwelken des Schönen und Wohltuenden im Bild der Städte und Länder, im Gestank der Fabriken, dem Erkranken der Gewässer, und nicht minder im Erkranken und Hinwelken der Sprachen, der

Werte, der Worte, der Denk- und Glaubenssysteme hinsiechen. Und daß diesem still und rasch sich beschleunigenden Zerfall eine blendende Hochentwicklung der technischen Intelligenz und Leistung gegenübersteht, daß wir uns von der Zentrifuge unsres mechanisierten Daseins nächstens in den Weltraum schleudern lassen können, das scheint mehr den Massen als den Denkenden ein Trost zu sein<sup>5</sup>.«

In seinem zweiten Roman »Unterm Rad« ist es die Parteinahme für die junge Generation und das Recht auf ihre Jugend gegen die vormilitärische Pädagogik des wilhelminischen Deutschland, die den Mensch »wie ihn die Natur erschafft«, für »etwas Unberechenbares, Undurchsichtiges, Feindliches« gehalten hat, für einen, wie Hesse die damalige Sichtweise parodiert, »für einen von unbekanntem Berge herbrechenden Strom« oder einen Urwald ohne Weg und Ordnung. Und wie ein Urwald gelichtet und gereinigt und gewaltsam eingeschränkt werden muß, so muß die Schule den natürlichen Menschen zerbrechen, besiegen und gewaltsam einschränken; ihre Aufgabe ist es, ihn nach obrigkeitlicherseits gebilligten Grundsätzen zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft zu machen und die Eigenschaften in ihm zu wecken, deren völlige Ausbildung alsdann die sorgfältige Zucht der Kaserne krönend beendigt.«<sup>6</sup> Das Buch ist ein Aufbegehren gegen den Untertanengeist, die Abrichtung des Menschen zum willfährigen Instrument der jeweils Herrschenden.

In Erzählungen wie »Robert Aghion« rechnet er ab mit dem missionarischen Sendungsbewußtsein der christlichen Kirchen in der Nachhut der damaligen Kolonialpolitik, mit ihrer Unduldsamkeit anderen Weltbildern, Religionen und Glaubensformen gegenüber und ihrem Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der ihm nicht anderes zu sein schien als ein Derivat des Nationalismus. So kommt er zu dem Fazit: »Im politischen Denken fortgeschrittener Leute ist Nationalismus etwas Gewesenes, Vergangenes, doch in den Religionen herrscht der Kinderglaube an die Alleingültigkeit des eigenen Glaubens noch überall.«<sup>7</sup> Statt dessen rühmt Hesse die Vielfalt. »Es lebe die Mannigfaltigkeit, die Differenzierung und Stufung! Herrlich ist es, daß es viele Rassen und Völker gibt, viele Sprachen, viele Spielarten der Mentalität und Weltanschauungen. Wenn ich ein unversöhnlicher Gegner der Kriege, der Eroberungen und Annexionen bin, so bin ich es unter andrem auch aus dem Grunde, weil diesen finstern Mächten so viel an geschichtlich Gewordenem, hoch Individualisiertem, reich Differenziertem, an menschlicher Kultur zum Opfer fällt.«<sup>8</sup> ... »Es geht heute nicht mehr darum, Japaner zum Christentum, Europäer zum Buddhismus oder Taoismus zu bekehren. Wir sollen und wollen nicht bekehren und bekehrt werden, sondern uns öffnen und weiten, wir erkennen östliche und westliche Weisheiten nicht

mehr als feindlich sich bekämpfende Mächte, sondern als Pole, zwischen denen fruchtbares Leben schwingt.«<sup>9</sup>

Der Nationalismus, vor allem die hochmütige Abgrenzung der europäischen Staaten gegeneinander und der Dünkel von der Überlegenheit der abendländische Zivilisation prägte mindestens bis zum vierzigsten Lebensjahr Hesses das politische Klima, verkörpert durch Deutschlands großspurigen Theatermonarchen Wilhelm II., der die Völker Europas aufrief, ihre heiligsten Güter gegen die Gefahr aus dem Osten zu behaupten und sich gleichzeitig beteiligte an der kolonialen Unterwerfung der sogenannten Dritten Welt. Deren Folgen, die uns heute neben der industriell beschleunigten Klimaveränderung zu schaffen machen, sah Hesse vor 50 Jahren schon voraus mit seiner Prognose: »Was sich in Asien und Afrika zum großen Teil durch die Schuld Europas aufgestaut hat und wie ein Bergrutsch oder eine Völkerwanderung gegen uns unterwegs ist, davor wird nichts uns retten können.«<sup>10</sup>

Sie erinnern sich dabei an die dramatischen Bilder, der unzähligen Afrika-Flüchtlinge, die, soweit sie nicht ertrunken sind, heute fast täglich in überladenen Booten auf Lampedusa, Sizilien oder den Kanaren Asyl suchen und, wenn sie nicht abgeschoben werden, einem höchst ungewissen Schicksal entgegensehen. Ganz zu schweigen von der Lebensmittelverknappung als Preis für die unersättliche Gier der reichen Länder nach Energie in jeder Form.

Bereits 1912, wenige Monate nach seiner Indonesienreise hatte Hesse als erster freiwilliger Emigrant das zunehmend imperiale und militaristische Deutschland verlassen. Und genau zwei Jahre nach seiner Übersiedlung in die Hauptstadt der Schweiz entlud sich die nationalistische Hybris im Ersten Weltkrieg. Vorbei war es nun wieder mit der Konzentration auf seine Arbeit. Eine neue Form der Behinderung, diesmal die Fremdbestimmung durch die Politik, wurde damals so aufdringlich wie nie zuvor. Was ihm sonst geholfen hatte, sich mithilfe der künstlerischen Produktion im Gleichgewicht zu halten, das schien ihm nun, angesichts der blutigen Herausforderungen, nicht mehr zu verantworten. Jetzt reichte es nicht mehr, unerschrocken zu denken, jetzt galt es ebenso zu handeln und Stellung zu beziehen. Vier lange Jahre politischer Erfahrungen im Widerstand gegen den Zeitgeist standen ihm bevor. Qualvolle Jahre der Einschränkung seiner Schriftstellerei auf politische Mahnrufe gegen den Krieg und ab 1915 der Sozialarbeit für die überlebenden Opfer des Schlachtens, die Kriegsgefangenen, die er in einer eigens zu diesem Zweck gegründeten Institution mit allem versorgte, was nach ihrer Entlassung für einen konstruktiven beruflichen und demokratischen Neubeginn notwendig war.

Wer vom angesagten Zeitgeist so weit abweicht wie Hesse mit seinen damaligen Aufrufen zur Völkerversöhnung, wer es wagt, nicht nur gegen den Strich zu denken, sondern auch andere dazu anzustiften, begibt sich in Gefahr und muß den Preis dafür zahlen. Da er in der Schweiz lebte, konnten ihn die Kriegstreiber zwar nicht unschädlich machen, aber die Pressekampagne, die ihn als Vaterlandsverräter brandmarkte, wirkte noch jahrzehntelang nach. Deshalb ist er nie vom offiziellen Deutschland respektiert, geschweige denn gefördert worden, auch nicht nur zeitweise wie seine systemkonformerer Kollegen Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, ausgenommen in den wenigen Jahren nach der Niederlage im Zweiten Weltkrieg als das gedemütigte Deutschland 1946 Hesses Nobelpreis auf sich selbst beziehen konnte, wie bald darauf auch die Fußballweltmeisterschaft in Bern, oder unlängst die Entscheidung des Konklave in Rom, nach dem Motto: »Wir sind Papst!« Lange vorgehalten hat sie nicht, diese Gunstwelle für Hesse. Schon bald nach der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik war es in den tonangebenden Medien damit vorbei, bis auf den heutigen Tag. Daran hat auch die kürzlich abgeschlossene und all diese Vorgänge überliefernde Hesse-Gesamtausgabe bisher nichts ändern können.

Nicht nur für seine offizielle Akzeptanz, auch im Privaten hatte sein gewissenbestimmter Widerstand im Ersten Weltkrieg gravierende Folgen. Der patriotische Rufmord machte ihm so zu schaffen, daß er ab 1916 psychoanalytische Hilfe in Anspruch nehmen mußte, um eine Antwort auf die Frage zu bekommen: »Herrgott, was ist das für eine Welt, in der man kein feiner Kerl sein kann, ohne Neurotiker zu werden!«<sup>11</sup>

Ein zweites mal und noch einschneidender als bei den Turbulenzen um seine Berufswahl mußte er nun erleben, daß nur Konformität belohnt, Gewissensverhalten dagegen bestraft wird, wobei es sich freilich beidemale herausstellte, daß seine Neigung, unerschrocken zu denken, letztlich doch die Probe bestanden hatte. Noch im hohen Alter erinnert er sich: »Bespuckt und angegriffen bin ich noch niemals wegen irgendeiner dummen und halben und wertlosen Sache worden, sondern wenn ich ausgepiffen wurde, so war es jedesmal für eine Leistung oder Gesinnung, die sich nachher bewährt hat.«<sup>12</sup>

Schon 1917 hatte er geschrieben: »Man lacht über die Militärdienstverweigerer! Nach meiner Meinung sind sie das allerwertvollste Symptom der Zeit, auch wenn der Einzelne sonderbare Gründe angibt für sein Tun. Jetzt aber ist man schon so weit, daß eine ernsthafte Motion im Gange ist, man solle denen, die aus sittlichen Gründen den Dienst verweigern, Gelegenheit schaffen, ihren Dienst in ziviler Arbeit abzulösen. Vielleicht wird das nicht durchgehen, heut noch nicht, aber kommen wird es absolut sicher, und vielleicht kommt dann auch eine Zeit, wo auf drei Soldaten zehn Zivildiensttuende kommen werden, wo man ganz natürlich das

Kriegshandwerk, soweit es noch existiert, den geborenen Raufbolden und Sauhunden überläßt. Aber alles das wäre nie gekommen, wenn nicht zuerst eine Anzahl Menschen den Mut gehabt hätte, einem starken Gefühl zulieb gegen die Allgemeinheit zu protestieren und den Dienst zu verweigern.«<sup>13</sup> Weil aber in der Regel die Künstler ihrer Zeit weit voraus sind, hat es fast ein halbes Jahrhundert gedauert, bis dieser Groschen endlich auch in der Politik gefallen ist. Freilich nicht überall. Noch nicht jenseits des Atlantik. Noch nicht im damaligen Vietnamkrieg. Kein Wunder also, daß die dagegen protestierenden jungen Amerikaner ihre Wehrpässe verbrannten und sich dabei auf Hesse beriefen. Eine Folge der Verweigerung dieser als Hippies bezeichneten Gewaltgegner war 1973 die Abschaffung der Wehrpflicht in den USA. Hätte die Wehrpflicht dort noch vor fünf Jahren bestanden, also noch zu Beginn des mittlerweile endlos weiterschwelenden Irakkrieges, dann wäre es in den USA wohl zu einer neuen Hesse-Renaissance gekommen, vielleicht mit ähnlich wünschenswerten Folgen. Aber solange die Machthaber nur denjenigen Nationen Selbstbestimmung zugestehen, von denen sie sich Profite erhoffen, wird unser Globus auch künftig ein Pulverfaß bleiben.

1917, als Hesse für Wehrdienstverweigerung plädierte und in seinem Appell »Soll Friede werden?« dazu aufforderte: »Den Staatsmann, welcher heute noch Weltpolitik treiben will aus rein national-eigensüchtigen Programmen heraus ... setzen wir ihn doch lieber heute schon vor die Tür als erst, wenn noch mehr Millionen für seine Dummheit geblutet haben werden!«<sup>14</sup> Damals, 1917 entstand der *Demian*, dasjenige seiner Bücher, dessen Wirkung auf die Nachkriegsjugend Thomas Mann mit Goethes »Leiden des jungen Werther« verglichen hat. Darin heißt es gleich auf der zweiten Seite: »Was das ist, ein wirklich lebender Mensch, das weiß man heute weniger als jemals und man schießt denn auch die Menschen, deren jeder ein kostbarer und einmaliger Versuch der Natur ist, zu Mengen tot.«<sup>15</sup> Der Mensch, meine Damen und Herren, als Experiment der Natur vom Tier zu etwas Differenzierterem hin. Eine unendliche Geschichte! »Mancher«, heißt es im *Demian*, »wird niemals Mensch, bleibt Frosch, bleibt Eidechse, bleibt Ameise. Mancher ist oben Mensch und unten Fisch«<sup>16</sup>. Ein evolutionäres Konzept.

Lassen Sie mich nun den Versuch unternehmen auf den etwas großspurigen und unbescheidenen Untertitel dieses Kolloquiums einzugehen, der eine Darstellung von Hermann Hesses Welt- und Menschenbild verspricht. Das ist bei einer rücksichtsvollen Sprechzeit natürlich kaum zu leisten. Da muß ich Sie bitten, mit einigen Schlaglichtern vorlieb zu nehmen.

»Der Mensch«, schreibt Hesse 1918 in einem Aufsatz über »Krieg und Frieden«, »der Mensch ist nichts Festes und Fertiges sondern etwas Werdendes, ein Versuch, eine Ahnung

und Zukunft, Wurf und Sehnsucht der Natur nach neuen Formen und Möglichkeiten, damit aus dem Fisch ein Landtier und aus dem Schimpansen vielleicht einmal ein Mensch werden kann.« Ein Experiment also, ein Unterwegs »die schmale und gefährliche Brücke zwischen Natur und Geist«, wie es im *Steppenwolf* heißt. Es hat, meine Damen und Herren, fast zwei Millionen Jahre gedauert, bis aus dem Tier der erste Hominide, und nochmals 35.000 Jahre bis durch Anpassung an die jeweils herrschenden geologischen Lebensbedingungen der Mensch entstanden ist, wobei jeder von uns in seiner Entwicklungsgeschichte (Ontogenese), also von der Zeugung bis zur Geburt, die Stammesgeschichte (Phylogenese) vom Tier zum Menschen auszugswise wiederholt und manches davon beibehält, was es zu zügeln und läutern gilt, damit am Ende das herauskommt, was wir Geist oder zivilisatorischen Fortschritt nennen. Ihm haben wir ungeahnte Errungenschaften zu verdanken: rascher denn je können wir uns rund um den Globus und inzwischen auch immer weiter darüber hinaus in den Kosmos begeben, in Sekundenschnelle mit Zeitgenossen an den entlegensten Orten kommunizieren, durch die Entwicklung der Medizin ein höheres Lebensalter als jemals zuvor erreichen und die Physik versetzt uns in die Lage, auf einen Schlag all das zu vernichten, was von Generationen geschaffen wurde und diesen Aufstieg ermöglicht hat. Was dabei aber kaum mithalten konnte, ist unsere Mündigkeit, also die Fähigkeit, den Fortschritt nicht zu mißbrauchen. Und eben hier setzt die Stoßkraft von Autoren wie Hermann Hesse ein. Sie zielt auf eine Humanisierung des Menschen. Das ist für ihn die Bestimmung, der Endzweck der Evolution und kann nach seiner Erfahrung nicht auf kollektive Weise durch Ideologien, Patentrezepte, Revolutionen oder staatlich verordnete Bestimmungen erreicht werden, sondern nur durch möglichst viele unerschrocken denkende Individuen, die man fördern sollte und nicht wie herausragende Nägel einschlagen, was in den totalitären Systemen ja immer noch an der Tagesordnung ist. Weil heute die politische Vernunft nicht mehr dort anzutreffen ist, wo die politische Macht liegt, muß, nach Hesses Auffassung, »ein Zustrom von Intelligenz und Intuition aus nicht offiziellen Kreisen kommen, wenn Katastrophen verhütet oder gemildert werden sollen.«<sup>17</sup> Auch dazu bedarf es des Eigensinns, der Zivilcourage gegen die Willkür der Machthaber, ihrer Zensur und Verbote. Den Mitläufern, den Anpassern und Profiteuren, egal ob damals unter schwarz-weiß-roter oder brauner Observanz, (oder ob heute unter Bush, Putin Wen Jiabao, dem Unterdrücker Tibets) schreibt er ins Stammbuch: »Man kann niemals etwas Verbotenes tun und ein großer Schuft dabei sein.« Die dem Konformitätsdruck widerstrebenden Dissidenten dagegen sind für ihn die Keimzellen der Evolution, Eigenwillige, deren Einfluß die Gesellschaft durchdringt wie ein Antitoxin und die für die Mutationen, für die Entwicklungsschübe sorgen, gegen die Stagnation der bestehenden

Verhältnisse. »Stets ist die Menschheit«, schreibt Hesse 1949, »d. h. die Majorität der Menschen, gegen die gewesen, die das Gute wollen, denn die Masse ist weder gut noch böse, sie ist vor allem träge und haßt nichts mehr als alle Anrufe, die an ihr Gewissen ergehen. Stets wird die Entwicklung zum Höheren, die Überwindung des Egoismus und der Trägheit nur von Einzelnen geleistet, nicht von Majoritäten.«<sup>18</sup> Und schon 1917 im *Demian* erinnert er daran, »Als die Umwälzungen auf der Erdoberfläche die Wassertiere ans Land, Landtiere ins Wasser warfen, da waren es die schicksalsbereiten Exemplare, die das Neue und Unerhörte vollziehen und ihre Art durch neue Anpassungen retten konnten. Ob es dieselben waren, welche vorher als Konservative und Erhaltende hervorragten, oder eher die Sonderlinge und Revolutionäre, das wissen wir nicht. Sie waren bereit, und darum konnten sie ihre Art in neue Entwicklungen hinüber retten.«<sup>19</sup>

Die Normalen und Risikoscheuen, also die mit einem eher unterentwickelten Appetit auf unerschrockenes Denken, schreibt er ein Jahr später, »Die Normalen waren dazu da, die gefundene Form einer Lebensweise, einer Rasse und Art festzuhalten, zu schützen und zu befestigen, damit Rückhalt und Lebensvorrat da sei. Die Phantasten aber waren dazu da, ihre Sprünge zu machen und das nie Erdachte zu träumen, damit vielleicht einmal aus dem Fisch ein Landtier und aus dem Affen ein Affenmensch werden könne.«<sup>20</sup>

Die Sprünge der Phantasten sind für Hesse der Motor der Evolution. Doch ist es vom Primaten bis zu dessen Humanisierung noch weit. Was uns daran hindert, sind die gefährlichsten Antriebe des Menschen, unsere Geltungssucht und Habgier, oft kombiniert mit der Ungeduld, sie gewaltsam durchzusetzen. Um Aggressionen zu rechtfertigen, mußten im Verlauf der Geschichte die unterschiedlichsten Gesellschaftssysteme, Regierungsformen und Utopien erhalten, anfangs meist idealistische Modelle, die aber bald schon mißbraucht wurden und sich letztlich doch nur als Vorwände für die Eigeninteressen der jeweils Mächtigen entpuppt haben. »Ich sehe«, schreibt Hesse, »nur noch mit Erstaunen, wie noch die kindischsten, ja viehischsten politischen Triebe sich als Weltanschauungen geben und die Gebärde von Religionen annehmen.«<sup>21</sup> ... »Stets hat die Macht«, ob nun die monarchistische, faschistische oder kommunistische, sich bereit gefunden, »einen entstehenden Adel durch Protektionen und Privilegien zu fördern, sei es nun ein politischer oder anderer Adel, einer der Geburt oder einer der Auslese und Erziehung und stets ist ihm das Privilegiertsein von einer gewissen Entwicklungsstufe an zur Versuchung geworden und hat zu seiner Korruption geführt«,<sup>22</sup> heißt es im *Glasperlenspiel*. Die Macht ist für Hesse wie ein Aussatz, wer sich damit infiziert, sagt er, wird krank und tut unweigerlich das Verkehrte, denn eine unanständige Machtfülle verderbe die Menschen unfehlbar. Deshalb seien die Völker im

Verlauf ihrer Geschichte immer wieder erstickt an der Herz- und Naturlosigkeit »derer, von denen sie regiert wurden.«<sup>23</sup> Ihre Geltungs- und Gewinnsucht waren fast stets die Ursachen der Kriege. »Sie werden gemacht von Leuten«, schreibt Hesse, »denen das Leben anderer gleichgültig ist. Sie machen ihre Kriege mit der Habe, dem Blut und dem Leben anderer und was die dazu denken und dabei leiden, ist ihnen einerlei.«<sup>24</sup> Doch obwohl er seit je »für die Unterdrückten, gegen die Unterdrücker, für den Angeklagten, gegen den Richter, für die Hungernden, gegen die Fresser«<sup>25</sup> gewesen sei und zeitweise dem Marxismus sehr nahe stand, konnte er sich auch mit dessen realpolitischer Praxis nicht befreunden. Nicht anders als der monarchistische Imperialismus, der Faschismus und sonstige Diktaturen habe sich der Kommunismus jeder Vergewaltigung des Menschen, jedes Terrors und jeder Brutalität schuldig gemacht, das Volk arbeiten und hungern lassen, um seine Kommissare zu mästen. Einmal mehr ist Hesse dabei klargeworden, »daß ich, für meine Person, jede Änderung der Welt durch Gewalt ablehne und nicht unterstütze, auch nicht die sozialistische, auch nicht die scheinbar erwünschte und gerechte. Es werden immer die Falschen totgeschlagen, und auch wenn es die Rechten wären: an die bessernde und entsöhnende Kraft des Totschlagens glaube ich nun einmal nicht und sehe in der Zuspitzung der Parteikämpfe zum Bürgerkrieg zwar wohl die Kraft des Entschlusses ... aber ich lehne die Gewalt ab. Die Welt ist krank aus Mangel an Liebe, an Menschentum, an Brudergefühl. Das Brudergefühl, das dadurch genährt wird, daß man zu Tausenden marschiert, ist mir sowohl in der militärischen wie revolutionären Form nicht annehmbar.«<sup>26</sup>

Daß man sich damit bei den Funktionären nicht beliebt macht und im günstigsten Fall als weltfremder Träumer abgeschoben, in der Regel aber von der Parteipresse aufs Korn genommen wird, liegt auf der Hand. Das war einmal mehr die Quittung für unerschrockenes Denken.

»Was alles hätten die Sieger, was die Besiegten aus den Kriegen von 1870 und 1914 lernen können«, schreibt Hesse 1931 in der *Morgenlandfahrt*, »Haben wir es nicht eben erst erlebt, daß ein ungeheurer, jahrelanger grauenhafter Krieg vergessen, verleugnet, verdrängt und weggezaubert worden ist?« Und auch der 1927 erschienene *Steppenwolf* bezieht einen Großteil seiner Sprengkraft aus der Verzweiflung über den euphorischen Betäubungstaumel der 20er Jahre: »Es gibt für mich kein Vaterland und keine Ideale mehr«, heißt es dort, »das ist alles bloß Dekoration für die Herren, die das nächste Schlachten vorbereiten.« Sie standen schon in den Startlöchern, diese Herren, und wieder einmal war, nachdem die Ideologie des letzten Hohenzollern-Kaisers bankrott gemacht hatte, eine neue Frohbotschaft fällig, um ihren Zielen den Anschein von Vernunft zu verpassen. So kam es zur Heilslehre des

Nationalsozialismus, diesem vulgär-darwinistischen Gemenge aus germanischem Rassedünkel, Eugenik und Antisemitismus. Was den Rassenwahn betrifft, hatte Hesse bereits 1915 in der *Münchner Zeitung* Stellung bezogen. Es sei ein Unsinn, die Leistungen fremder Völker, deren Urheber germanische Züge tragen ohne weiteres für die eigene Nation in Anspruch zu nehmen. »Die fruchtbarsten Typen«, schreibt er, »pflegen aus Kreuzungen zu entstehen, bei welchen die Anteile der gekreuzten Rassen im einzelnen nicht zu trennen sind; und ein Mensch mit blondem Haar und lichten Augen kann im Geistigen welscher sein als mancher dunkelhäutige Typ.«<sup>27</sup> Er hielt also nichts von Rassenzüchtung und Eugenik, zumal wir erfahren haben, schreibt er, »daß die Preisung des Blutes auch eine Schmähung des Geistes sein kann und daß die Leute mit der rhetorischen Begeisterung für das Blut meistens nicht ihr eigenes, sondern das Blut anderer Leute meinen.«<sup>28</sup> Auch seine Einstellung zum Antisemitismus hatte er lange vor dessen Eskalation, bereits 1921, zwei Jahre vor Hitlers Putsch und Niederschrift des NS-Bibel *Mein Kampf*, veröffentlicht. »Heute gibt es eine Art von Judenfresserei unter der deutschen, übel mißleiteten Jugend«, heißt es da, »welche sehr viel schadet, weil sie diese Jugend hindert, die Welt zu sehen wie sie ist, und weil sie den Hang, für alle Mißstände einen Teufel zu finden, der dran schuld sein muß, verhängnisvoll unterstützt. Man mag die Juden lieben oder nicht, sie sind Menschen, häufig unendlich viel klügere, tatkräftigere und bessere Menschen als ihre fanatischen Gegner. Daß man eine Menschenklasse schlechthin für das Übel der Welt und für die tausend schlimmen Sünden des eigenen, deutschen Volkes als Sündenbock aufstellt, ist eine so schlimme Entartung, daß ihr Schaden fast allen Schaden, der je durch Juden geschehen sein mag, zehnfach aufwiegt.«<sup>29</sup> Und elf Jahre später, kurz vor der Machtergreifung Hitlers bekennt er: »Ich gestehe, daß ich das Wort ›Führer‹ geradezu hasse. Den Führer braucht und verlangt, wer selbst nicht verantworten und selber nicht denken mag.«<sup>30</sup> Und als sich dann zeigte, wohin die Geführten sich führen ließen, schrieb dieser von der deutschen Literaturkritik als weltfremd eingestufte Dichter drei Monate vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs: »Der Deutsche ist sehr sentimental und wo seine Sentimentalität die nicht seltene Verbindung mit Brutalität eingeht, wird er unerträglich.«<sup>31</sup> ... »Die Menschen sind Bestien, wenn nicht ein Stern über ihnen steht«, heißt es 1932 in einem Brief an Romain Rolland, »aber wir dürfen nicht einem einzelnen Volk ein Monopol auf Bestialität vorwerfen.«

Lang genug sah es so aus, - und der Genozid an den Juden schien es zu bestätigen - als ob wir Deutschen es seien denen das Monopol auf Unmenschlichkeit angelastet werden müsse, da kein anderes Volk sich in Sachen Humanität als rückschrittlicher erwiesen hatte. Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß wohl nie in der Geschichte der Menschheit dermaßen kaltblütig und mit

fabrikmäßiger Gründlichkeit eine vergleichbare Menge von ideologisch mißliebigen Zeitgenossen umgebracht wurde wie von der Generation unserer mehrheitlich dem Nationalsozialismus hörigen Großeltern und Eltern. Gleichwohl hat Hesse vermutlich recht mit seinem Vorbehalt, nicht einem einzelnen Volk das Monopol auf Bestialität zuzuschreiben. Denn erstens ist ja keine Nation homogen, sondern besteht aus unzähligen, auch anders denkenden Individuen, und zweitens ist es ja nicht die Bevölkerung, die sich die unmenschlichen Mittel ausdenkt, um ihre Zwecke zu erreichen, sondern es sind die Ideologen und ihre servilen Funktionäre, auf die man immer wieder hereinfällt. Auch in anderen Ländern, sei es nun in Chile, in einigen Staaten Afrikas, im Kosovo etc. haben wir es erlebt, daß unter diktatorischen Konstellationen unmenschlichste Verbrechen möglich sind wenn sie von Regierungen angeordnet und von Karrieristen oder nur lohnabhängig willfähigen Sachwaltern ausgeführt werden, die sich hinterher stets darauf berufen, ja nur ihre Befehle ausgeführt zu haben. Das wird auch in Zukunft überall auf der Welt möglich sein. Es kommt auf die politische Versuchsanordnung an, ob die stets latente Aggressivität und somit das Bestialische im Menschen zum Ausbruch kommen kann oder nicht. Davor ist, so glaube ich, keine Nation gefeit. Wo immer die Gewalt von Obrigkeiten legitimiert wird, wird sie auch mißbraucht. Deshalb konstatiert Hesse: »Die Gewalt ist das Böse, und die Gewaltlosigkeit der einzige Weg derer, die wach geworden sind. Dieser Weg wird niemals der aller sein, und niemals der der Regierenden und derer, die die Weltgeschichte machen und die Kriege führen. Die Erde wird nie ein Paradies sein ... Immer muß man auf Leiden und Vergewaltigung gefaßt sein, niemals aber darf man selbst zum Töten bereit sein.«<sup>32</sup> ... »Ich halte das Anwenden von Gewalt unter allen Umständen für verboten, auch wenn es im Interesse des »Guten« geschieht.«<sup>33</sup> ... »Besser ist es, Unrecht [zu] leiden, als Unrecht [zu] tun. Falsch ist es mit verbotenen Mitteln das Erwünschte verwirklichen zu wollen.«<sup>34</sup>

Zur Zeit, meine Damen und Herren, wird in unseren Medien allenthalben der Studentenrevolte der 68er gedacht, weil sie sich zum 40. Mal jährt. Die hatte mit Hesse nicht viel am Hut und berief sich lieber auf Mao oder „Ho-ho-ho-Chi-Minh“ und verkündete: »Macht kaputt, was euch kaputt macht!« Es waren die Wohlstandssprößlinge der Wirtschaftswundergeneration, die gegen ihre Eltern rebellierten, weil diese glaubten, ihre Mitschuld am deutschen Desaster durch eine Vermehrung des Bruttosozialprodukts vergessen machen zu können. So begreiflich dieser Protest gegen die Scheu unserer Eltern, sich ihrer Vergangenheit zu stellen, auch war, hat sich der jugendliche Aktionismus der 68er doch letztlich als kontraproduktiv erwiesen. Denn die gewaltsamen Aktionen der RAF, worin er versandet ist, haben der Glaubwürdigkeit ihres Anliegens unendlich geschadet und schließlich

sogar der Generation ihrer Eltern den Vorwand geliefert, sich selbst zu entlasten. Hätten die 68er mit ihrem Leben dafür bezahlen müssen, wie die Wehrpflichtigen im Vietnamkrieg, dann hätte die RAF wohl kaum das Leben anderer für ihre Ziele aufs Spiel gesetzt und dann hätte Hesse ihnen vielleicht ebensoviel gesagt, wie den Militärdienstverweigerern in den USA. Denn meistens sind Autoren wie Hesse ja leider erst dann angesagt, wenn es uns dreckig und an den Kragen geht. Nicht »Macht kaputt, was euch kaputt macht!« war die Devise der Hippies in den USA, sondern »make love not war«. Ob Hesse mit dem orgiastischen »make love« einverstanden gewesen wäre, steht auf einem anderen Blatt, er hätte wohl eher für »probiert es mit Verweigerung, statt mit Krieg« plädiert.

Wenn es nun aber so bestellt ist, daß nichts so bedroht ist, wie Friede und Verträglichkeit, was bleibt uns zu hoffen? »Die Weltgewitter gehen vorüber«, schreibt Hesse mitten im Zweiten Weltkrieg, »und die Größe und Macht der Herrscher und Generäle auch, darauf muß man vertrauen. Beim Betrachten der Weltgeschichte ist der einzige Trost die Einsicht in die Kurzlebigkeit dessen, was gerade am heftigsten nach Dauer und Verewigung trachtet: in die Kurzfristigkeit der Macht. Viele der größten Machtansammlungen der Welt haben nicht länger gehalten als ein gutes Paar Schuhe.«<sup>35</sup> ... »Der Mensch, so glaube ich, ist großer Erhebungen und großer Schweinereien fähig, er kann zum Halbgott steigen und zum Halbteufel sinken; aber er fällt, wenn er etwas recht Großes oder recht Säuisches getan hat, immer wieder auf seine Füße und auf sein Maß zurück, und dem Pendelschlag der Wildheit und Dämonie folgt unweigerlich der Rückschlag, folgt die dem Menschen unentrinnbar eingeborene Sehnsucht nach Maß und Ordnung.«<sup>36</sup> Und ein Jahr später bemerkt er zu den Beschönigungen der Historiker: »Ich bin weit von aller Geschichtsphilosophie abgerückt und hüte mich, im einzelnen den Kriegen und anderen Greueln einen »Sinn« zu geben. Aber ich glaube nach wie vor an den Menschen, d. h. daran, daß er ebenso des Guten wie des Schlimmen fähig ist und daß er aus allen Verzerrungen der Rückkehr zur Vernunft und Güte fähig ist.«<sup>37</sup> ... »Die Menschheit verbessern zu wollen, bleibt immer hoffnungslos. Darum habe ich meinen Glauben stets auf den Einzelnen gebaut, denn der Einzelne ist erziehbar und verbesserungsfähig, und nach meinem Glauben war uns ist es stets die kleine Elite von gutgewillten, opferfähigen und tapferen Menschen gewesen, die das Gute und Schöne in der Welt bewahrt hat.«<sup>38</sup> Das ist seine Hoffnung. Auf sie baut er, sie stützt und bestärkt er in allen seinen Werken. »Nur der Einzelne kann im Kampf gegen die natürlichen Triebe das Unmögliche erreichen. Eine Gemeinschaft, ein Volk kann das nicht, die wollen nicht nach rein idealen Regeln regiert sein, sondern mit Zugeständnissen und Anpassungen rein praktisch behandelt werden.«<sup>39</sup>

Was in der Politik, also im Bereich des staatlich gelenkten und kontrollierten Eigennutzes auch mit den besten Verfassungen nicht zu erreichen ist, in der Kunst ist es immer geleistet worden. Denn »die Kunst«, schreibt Hesse 1933 an seinen Sohn Heiner, »gehört zu den Funktionen der Menschheit, die dafür sorgen, daß Menschlichkeit und Wahrheit fortbestehen, daß nicht die ganze Welt und das ganze Menschenleben in Haß und Partei, in lauter Hitlers und Stalins zerfällt. Der Künstler liebt die Menschen, er leidet mit ihnen, er kennt sie oft sehr viel tiefer als je ein Politiker oder Wirtschaftler sie gekannt hat, aber er steht nicht als ein Herrgott oder Redakteur über ihnen, der genau weiß, wie alles sein sollte.«<sup>40</sup> ... »Der Mensch ohne Geist, ohne Geschichte, ohne Kunst ist weniger wünschenswert als jedes Tier, und wenn das nackte Leben mehr wert sein soll als die Geschichte und Kunst, dann sind wir bei ›Blut und Boden‹, einer Gesinnung, von der wir ja wissen, daß sie vor dem Menschenleben und seiner Erhaltung nicht den mindesten Respekt hat. Der einzelne Mensch ist nicht an sich ein hoher Wert, sondern als Möglichkeit, als Weg zum Geist hin.«<sup>41</sup>

Aussagen wie diese, meine Damen und Herren, haben Hesse bei manchen seiner sozialistischen Kritiker den Ruf eingetragen, elitär zu sein. Meinetwegen, dann aber allenfalls als Anwalt einer Gewissenselite. Als Künstler denkt er zwar demokratisch, fühlt aber aristokratisch, wenn er betont, daß er jede Art der Qualität, nicht aber die Quantität zu lieben vermag. »Man darf das nicht aussprechen«, sagt er, »Es ist vom humanen Standpunkt ebenso wie vom demokratischen und christlichen aus verboten, zu sehr daran zu erinnern, daß die Menschen ungleich sind, daß die Genialen uns mehr Spaß machen als die Dummen und daß Gottes Reich auf Erden ohne die aristokratischen Überdurchschnittsmenschen nicht der Rede wert wäre. Daß diese Übernormalen ihr Plus mit großen Leiden bezahlen müssen, ist wieder ein anderes Kapitel.«<sup>42</sup> Denn »ein anständiger Mensch«, schreibt Hesse, »tut keinen Schritt ohne Feinde zu kriegen.«<sup>43</sup>

Anfeindungen in Kauf zu nehmen, gehört auch zum unerschrockenen Denken, ebenso wie das Neinsagen-Können gegenüber schmeichelhaft gemeinten Versuchen der Öffentlichkeit, ihre Prominenten für fragwürdige Zwecke zu instrumentalisieren. Von den unzähligen Beispielen, die Hesses Immunität gegenüber den Verlockungen der Öffentlichkeit, des Ruhms und der Eitelkeit belegen, hier nur ein einziges. Im Januar 1931 berichtet er seiner Frau Ninon, gerade sei jemand bei ihm gewesen »mit dem Auftrag, mich zu einer großen gesellschaftlichen Unternehmung in einem hiesigen Grand-Hotel zur Teilnahme zu überreden. Es handelt sich um die Wahl einer ›Miss Switzlerand‹. Ich blieb ziemlich ruhig. Als er mir dann aber sagte, daß in Deutschland bei dem selben Anlaß Heinrich Mann präsiert habe und man darum hier auf mich zähle, sagte ich ihm, wenn Heinrich Mann ein Schwein und käuflich ist, so erlaube

ich Ihnen nicht, von mir dasselbe anzunehmen und warf den Mann hinaus.« Schon 1907 in seinem frühen, stark unterschätzten Roman *Gertrud* heißt es: »Die Menschen machen ihre Rechte an einem bekannt gewordenen Namen auf merkwürdige Art geltend, da ist kein Unterschied zwischen Wunderkind, Komponist, Dichter oder Raubmörder. Der eine will sein Bild haben, der andere seine Handschrift, der dritte bettelt um Geld, jeder junge Kollege schickt Arbeiten ein, schmeichelt gewaltig und bittet um ein Urteil, und antwortet man nicht oder sagt seine Meinung, so wird derselbe Verehrer plötzlich bitter, grob und rachsüchtig.« ... »Wenn man öffentlich auftritt und wenn es gar zur Berühmtheit kommt, besteht die Beziehung zwischen Dichter und Welt überhaupt fast nur noch aus Mißverständnissen.«<sup>44</sup> Nichts anderes als Peinlichkeiten waren für Hesse auch die öffentlichen Auszeichnungen, mit denen er nach dem Nobelpreis überhäuft wurde, weshalb er auch keine einzige persönlich entgegengenommen hat. »Preise und Ehrungen«, schreibt er damals, »sind ... vom Empfänger aus gesehen, weder ein Vergnügen noch ein Fest... Sie sind ein kleiner Bestandteil des komplizierten, zum großen Teil aus Mißverständnissen konstruierten Phänomens, das man Berühmtheit nennt, und sollen als das, was sie sind, hingenommen werden: als Versuche der offiziellen Welt, sich ihrer Verlegenheit inoffiziellen Leistungen gegenüber zu erwehren.«<sup>45</sup> So hat er denn auch die damit verbundenen Geldprämien an bedürftige Künstlerkollegen verteilt, den Goethepreis für mittellose Kriegsheimkehrer seiner Heimatstadt Calw gespendet und den Nobelpreis seiner Frau Ninon überlassen. Der Betrag ist nach Ninon Hesses Tod den überlebenden Opfern des Holocaust zugute gekommen. Schon 1919, als er selber noch bettelarm und jahrelang auf Unterstützung seiner Schweizer Freunde und Mäzene angewiesen war, hatte Hesse geschrieben: »Wir töten, indem wir vor Armut, Not, Schande die Augen zudrücken ... Wie für den konsequenten Sozialismus das Eigentum ein Diebstahl ist, so ist für den konsequenten Gläubigen unserer Art jedes Nichtanerkennen von Leben, jede Härte, jede Gleichgültigkeit, jede Verachtung nichts anderes als Töten. Man kann nicht nur Gegenwärtiges töten, sondern auch Zukünftiges.«<sup>46</sup> Genug der Beispiele auf welche Weise Hesse die leidige Zeitgeschichte, die man sich ja nicht aussuchen kann und die man ungefragt hineingeboren wird, diagnostiziert und wie er sich dazu verhalten hat. Nicht das ist es, was ihn ausmacht, sondern sein viele Tausend Seiten umfassendes schriftstellerisches Werk, das den Destruktionen von gestern konstruktive Antworten für morgen entgegensetzt, eine wünschenswerte Gegenwelt, gespeist aus den Erfahrungen eines langen Lebens, ein Kontrastprogramm, das darauf abzielt, die unmenschliche Welt eine Spur menschenwürdiger zu machen. Nicht zu vergessen seine unzähligen Aquarelle, die in unsere mehr und mehr zubetonierte Welt etwas Licht, Farbe und

Zuversicht bringen. Zuversicht und Lebensqualität ist aber nur von jenen zu erwarten, die den Mut haben, das zu tun, was ihre Art von ihnen fordert, was sie darum gut und gerne tun. »Alle Dinge, die man gegen sein Gefühl und inneres Wissen tut«, schreibt er, »müssen früher oder später teuer bezahlt werden.«<sup>47</sup> ... »Es kommt auf den Einzelnen an, nicht auf das System, ob das Rechte oder das Dumme und Schlechte geschehe.«<sup>48</sup> Jedem, sagt er, stellt das Leben »eine andre, einmalige Aufgabe, und so gibt es auch nicht eine angeborene und vorbestimmte Untauglichkeit zum Leben, sondern es kann auch der Schwächste und Ärmste an seiner Stelle ein würdiges und echtes Leben führen und andern etwas sein, einfach dadurch, daß er seinen nicht selbstgewählten Platz im Leben und seine besondere Aufgabe annimmt und zu verwirklichen sucht. Das ist echtes Menschentum und strahlt immer etwas Edles und Heilendes aus, auch wenn der Träger dieser Aufgabe in den Augen aller ein armer Teufel ist, mit dem man nicht tauschen möchte ... Gott hat mit jedem von uns etwas gemeint, etwas versucht, und wir sind seine Gegner, wenn wir das nicht annehmen und ihm helfen, es zu verwirklichen.«<sup>49</sup>

Was uns bei diesem Autor immer wieder motiviert, die Flinte nicht ins Korn zu werfen, besonders in Zeiten, wo man manchmal nicht weiß, ob die Welt, oder ob man selber irrsinnig geworden ist, das ist sein unbeirrbares Vertrauen in die Ordnung der Welt und sein Ansporn, die individuellen Eigenarten nicht dem Durchschnitt anzugleichen und sich ihrer als normwidrige Marotten zu schämen, sondern sie im Gegenteil als einmalige Chance für ein persönliches und eigenständiges Leben anzuerkennen. Statt der Mimikri an den Geist der Zeit bestärkt er den Mut zum unerschrockenen Denken, weil sich die Freuden der Aufrichtigkeit letztendlich als haltbarer erweisen. Er zeigt uns den Sinn unserer Krisen, die für ihn keine Krankheiten sind, sondern Zeichen inneren Wachstums oder Alarmsignale wie der Schmerz, der ja nicht nur ein Krankheitssymptom ist, sondern zugleich ein Warnruf, um auf bedrohtes Leben hinzuweisen. Hesse ist ein Autor der Selbstbegegnung, ein Schriftsteller, der den Glauben an die Vormacht des Geistes und an die Kraft der Liebe bestärkt. Er hielt es »für das Recht, ja für die Pflicht des Dichters, dem Weltlauf zu trotzen und Forderungen zu stellen, die über das zeitlich und praktisch Mögliche hinausgehen. Was in der Welt an Geistigem erreicht und geleistet wurde,« schrieb er 1918, kam immer dadurch »daß Ideale und Hoffnungen aufgestellt wurden, die weit über das momentan Mögliche hinausgingen.«<sup>50</sup> ... »Die Einsicht oder Ansicht, daß das Vollkommene und die Wissenschaft Stückwerk ist, darf niemand daran hindern, doch stets weiterzubauen und eben doch das Mögliche zu erreichen.«<sup>51</sup>

Von der Literaturkritik hierzulande und nicht wenigen ihrer Papageien an den deutschen Universitäten wird Hesse für überholt und tot erklärt, unbekümmert darum, daß er so viel

gelesen wird, wie kein anderer Autor seiner Generation. Allein in den letzten vierzig Jahren sind 25 Millionen seiner Bücher bei uns in Umlauf gekommen. So lange die Kriege gegen die Natur und die Gewaltsamkeiten militärischer und zwischenmenschlicher Art noch bestehen, wird das wohl so bleiben und dieser Autor alle Bestattungsversuche seiner Verächter überleben.

Hermann Hesse hat praktiziert, was er als Schriftsteller vertrat und balancierte nicht artistisch über den Dingen. Er ist verletzbar geblieben bis an sein Lebensende. Dennoch ist er, trotz aller scheinbaren Aussichtslosigkeit im Kampf gegen die Trägheit und Engherzigkeit der Menschen und ihrer Politik darüber nicht wie mancher andere Autor zum Zyniker und Nihilist geworden. Das zeigt eines seiner späten Gedichte, worin es heißt: »Scherbenberg und Trümmerstätte / Ward die Welt und ward mein Leben. / Weinend möchte ich mich ergeben / Wenn ich diesen Trotz nicht hätte, / Diesen Trotz im Grund der Seele / Mich zu stemmen, nicht zu wehren / Diesen Glauben: was mich quäle / Müsse sich ins Helle klären. / Diesen unvernünftig zähen Kinderglauben mancher Dichter / An unlöschar ewige Lichter / Die hoch über allen Höllen stehen.«<sup>52</sup>

Lassen Sie mich schließen, meine Damen und Herren, mit einem vor neunzig Jahren entstandenen Gedicht, worin er im Bild eines verschnittenen Baumes etwas von unserer heutigen Lage vorwegnimmt und uns dennoch Mut macht, den Mut nicht zu verlieren:

#### GESTUTZTE EICHE

Wie haben sie dich, Baum, verschnitten,  
Wie stehst du fremd und sonderbar!  
Wie hast du hundertmal gelitten,  
Bis nichts in dir als Trotz und Wille war!  
Ich bin wie du, mit dem verschnittnen,  
Gequälten Leben brach ich nicht  
Und tauche täglich aus durchlittnen  
Roheiten neu die Stirn ins Licht.  
Was in mir weich und zart gewesen,  
Hat mir dieWelt zu Tod gehöhnt,  
Doch unzerstörbar ist mein Wesen,  
Ich bin zufrieden, bin versöhnt,

Geduldig neue Blätter treib ich  
Aus Ästen hundertmal zerspellt,  
Und allem Weh zu Trotze bleib ich  
Verliebt in die verrückte Welt.<sup>53</sup>

- <sup>1</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom 25. 11. 1919 an Otto Weißert.
- <sup>2</sup> Aus einem Brief vom Dezember 1922 an Olga Diener. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse herausgegeben von Ursula und Volker Michels. Bd. 2. Frankfurt am Main 1979. S. 43.
- <sup>3</sup> Aus einem Brief vom 26. 8. 1932 an Arthur Stoll. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. A.a.O. Bd. 3. S. 344.
- <sup>4</sup> Ebd.
- <sup>5</sup> Aus der Rezension »Nach der Lektüre von Ernst Jüngers ›Zeitmauer‹« vom Mai 1960. In: H. Hesse, *Sämtliche Werke*. (SW). Herausgegeben von Volker Michels. Bd. 20. Frankfurt am Main 2005. S. 350.
- <sup>6</sup> Aus: H. Hesse, *Unterm Rad*. SW 2. S. 173.
- <sup>7</sup> Aus: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. Frankfurt am Main 1974. S. 526.
- <sup>8</sup> Aus: H. Hesse, »Worte zum Bankett anlässlich der Nobel-Feier« 1946. SW 14. S. 477.
- <sup>9</sup> Aus einem Brief vom Mai 1955 an Kenji Takahashi. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. A.a.O. Bd. 3. S. 235.
- <sup>10</sup> Aus einem Brief, Ende 1956, an Karl Dettinger. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. A.a.O. Bd. 4. S. 277.
- <sup>11</sup> Aus einem Brief vom 5. 8. 1916 an Hildegard Neugeboren. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. A.a.O. Bd. 1. S. 332.
- <sup>12</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom 23. 5. 1929 an Olga Diener.
- <sup>13</sup> Aus einem Brief vom 3. 1. 1917 an Hans Sturzenegger. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. A.a.O. Bd. 1. S. 344.
- <sup>14</sup> Aus: »Soll Friede werden«, 30. 12. 1917. SW 15 (»Die politischen Schriften«). S. 186.
- <sup>15</sup> Aus: H. Hesse, *Demian*. SW 3. S. 235.
- <sup>16</sup> Ebd. S. 236.
- <sup>17</sup> Aus einem Brief vom Februar 1960 an Wilhelm Wolfgang Schütz. In: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 504.
- <sup>18</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom 19. 3. 1949 an Dietrich Müller-Grote.
- <sup>19</sup> Aus: H. Hesse, *Demian*. SW 3. S. 350.
- <sup>20</sup> Aus: H. Hesse, »Phantasien«. SW 12. S. 112.
- <sup>21</sup> Aus: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 177.
- <sup>22</sup> Aus: H. Hesse, *Das Glasperlenspiel*. SW 5. S. 319.
- <sup>23</sup> Aus: H. Hesse, »Eine Idee und ihr Echo«, März 1951.
- <sup>24</sup> Aus einem Brief, 1948, an Kurt Lichdi. In H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 3. A.a.O. S. 471.
- <sup>25</sup> Aus: H. Hesse, »Brief an einen Kommunisten«, November 1931. SW. 15. S. 354.
- <sup>26</sup> Aus H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 100.
- <sup>27</sup> Aus einer Rezension vom März 1915. SW 17. S. 412.
- <sup>28</sup> Aus: H. Hesse, »Schreiben und Schriften«. SW 14. S. 503.
- <sup>29</sup> Aus einer Rezension vom Juli 1922. SW 18. S. 345.
- <sup>30</sup> Aus einem Brief, 1932, an M. A. Jordan. In: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 81.
- <sup>31</sup> Aus einem Brief vom 23. 5. 1939 an Heinz Priebatsch. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 3. A.a.O. S. 120.
- <sup>32</sup> Aus einem Brief vom 10. 8. 1950 an Elisabeth Vogel. In: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 348 f.
- <sup>33</sup> Aus einem Brief vom 13. 8. 1919 an Walter Schädelin. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 1. A.a.O. S. 411.
- <sup>34</sup> Aus: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 356.
- <sup>35</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom 14. 5. 1952 an Rosa Muggli.
- <sup>36</sup> Aus einem Brief vom 7. 2. 1940. In: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 189.
- <sup>37</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom 22. 2. 1943 an Lilly Kehlmann.
- <sup>38</sup> In: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 367.
- <sup>39</sup> In: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 387.
- <sup>40</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom März 1933 an seinen Sohn Heiner.
- <sup>41</sup> Aus einem Brief vom 17. 11. 1956 an Herbster Schulz. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 3. A.a.O. S. 274.
- <sup>42</sup> Aus einem Brief vom November 1930 an Karl Isenberg. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 2. A.a.O. S. 256.
- <sup>43</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom 8. 4. 1910 an Otto Stöbl.
- <sup>44</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom 19. 12. 1944 an Marianne Weber.
- <sup>45</sup> Aus: H. Hesse, »Danksagung und moralisierende Betrachtung«, 1946. SW 14. S. 475 f.
- <sup>46</sup> Aus: H. Hesse, »Du sollst nicht töten«. SW 15. S. 269 f.
- <sup>47</sup> Aus: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 2. A.a.O. S. 53.
- <sup>48</sup> Aus einem unveröffentlichten Brief vom Februar 1945 an Johanna Attenhofer.
- <sup>49</sup> Aus: H. Hesse, *Ausgewählte Briefe*. A.a.O. S. 199.
- <sup>50</sup> Aus einem Brief vom 29. 12. 1918 an Hans Sturzenegger. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 1. A.a.O. S. 385.
- <sup>51</sup> Aus einem Brief, 1912, an Richard Buchwald. In: H. Hesse, *Gesammelte Briefe*. Bd. 1. A.a.O. S. 215.
- <sup>52</sup> Aus dem Gedicht »Späte Prüfung«. SW 10. S. 375.
- <sup>53</sup> SW 10 (»Die Gedichte«). S. 269 f.